

Vor Weihnachten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **1 (1874)**

Heft 50

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Organ der zürcher. Volksschule.

Abonnementspreis, franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 30, vierteljährlich 70 Cts.
Insertionsgebühr für die zweiseitige Petit-Zeile oder deren Raum: 15 Cts.

Winterthur,

N^o. 50.

den 12. December 1875.

** Vor Weihnachten.

Auch ich liebe, wie der Feuilletonist des „Landboten“, den Winter von ganzem Herzen; er ist mir Zeitlebens nie als herzloser Tyrann, sondern immer als ein traulicher und gemüthvoller Patron erschienen. Tausende haben dasselbe Gefühl, und ihre behagliche Freude am Winter wächst, je mehr es draussen frostig — und in der Stube drinn warm wird. Wenn der Schnee so recht unter den Füßen knarrt, die Bäume über und über mit Duft behangen und die Fenster mit Eisblumen geschmückt sind, dann beschleicht uns wieder ein Hauch jener glücklichen Kinder-Winterstimmung, die nur ein Bogumil Golz zu beschreiben vermag. Wenn aber erst die Weihnachts- und Neujahrstage heranrücken, — wie tauchen da alte, längst verklungene Töne aus der Jugendzeit in der Seele auf — feierlich schöne Klänge, die uns wehmüthig, freudig anmuthen —

Weiss nicht, ob es Heimweh ist
Nach dem süssen Traume,
Da noch einst der heil'ge Christ
Kam mit seinem Baume! —

Weihnachten! Wem es einst vergönnt gewesen, selbst ein Glücklicher zu sein in diesen Tagen voll Wonne und Poesie, der wird in der Zeit, da bei ihm die nüchterne Prosa dominiert, gerne dem jungen Volke eine unverkümmert glückliche Weihnacht bereiten helfen.

Dass die „selige, gnadenbringende Weihnacht“ herannaht, spürt man denn auch bereits wieder an dem Eifer der Alten, die schon heute sich regen und mühen, um ihre Kleinen „in vier Wochen vom Christkindlein beschenken zu lassen“. Wir möchten wirklich sagen, es geschehe an manchen Orten insofern des Guten zu viel, als die Kinder mit einer solchen Hülle von Gaben überschüttet werden, dass sie am Wenigen und Kleinen keine Freude mehr haben, ja dass sie zuletzt an gar Nichts mehr rechte Freude und Interesse empfinden. Man sollte die Kinder nicht übersättigen, sondern daran gewöhnen, auch beim unbedeutend Scheinenden gerne zu verweilen, und sich damit zufrieden zu geben. —

Doch möchten wir heute auf einen viel grössern Missbrauch der Weihnachtsitte hinweisen. Es scheinen sich nämlich auch diess Jahr wieder die glänzenden „Bescheerungen armer Kinder“ wiederholen zu wollen, die für jeden fühlenden Menschen und insbesondere jeden denkenden Erzieher ein Aergerniss sein müssen. — Dieselben sind nach unserer Meinung ein Faustschlag gegen die wahre Humanität und ein Hohn auf die Grundsätze vernünftiger Jugenderziehung. Der Schreiber dieser Zeilen hat vor Jahren dergleichen Akten quasi amtlich beiwohnen müssen, und auch heute noch empört sich bei der Erinnerung daran sein Innerstes gegen diese ungesunde und widrige Frucht des „Wohlthätigkeitssinnes“ unserer Tage. — Zeichnen wir mit einigen Strichen eine erlebte Christbescheerung der armen Kleinen.

Es sind zumeist die Frauenvereine, welche, unter der Aegide der Geistlichen und etwa unter Mithilfe der Lehrer vor Weihnachten die „armen Kinder“ in den Schulen zusammennotiren. Diese werden sodann auf den „heiligen Abend“ in das Schulhaus eingeladen. Viel Volk, altes und

junges, drängt sich herzu, um das Schauspiel mit anzusehen und Keilereien unter der Menge, die auf den Gängen und in den Sälen sich drückt, sind gar nichts Seltenes. — In einem halbdunkeln Saal beginnt die Feier, die durch den Gesang eines Vereines eingeleitet wird. Der Geistliche betet und hält eine Ansprache, worin er den Kindern eindringlich zu Gemüthe führt, wie arm sie seien, dass aber das Christkind sie doch nicht vergessen habe. Der heilige Christ beschenke sie durch das Mittel der guten Frauen und Jungfrauen, die da in schönem Kranze vor ihnen sitzen. Darum, danket dem heiligen Christ und den edeln Geberinnen! u. s. f.

Die Kinder werden in Reih und Glied nach den Sälen geleitet, in denen die strahlenden Bäume stehen und die artigen Gaben liegen. Jedes Kind wird vor sein Päcklein postirt und sollte sich daselbst circa fünf Minuten lang „möglichst kiudlich“ an dem Glanz des Baumes und seinem Geschenke ergötzen. Wenn der Jubel aber nicht kommen will und die Kleinen, statt zu jauchzen, schüchtern und ängstlich aufsehen, so naht sich eine holde Frau oder ein edler Herr und mahnt nachdrücklich: „Nu, freued i doch, Chinde, freued i!“ — Auf ein Zeichen des Festkommandanten beginnt sodann die Zerstörung, resp. das Pflücken an den Bäumen. Hastig ergreifen die Kinder ihre Päckchen, die Wurst, die Leckerli und Dirgeli. Nochmals ertönt Priesterwort, Harmonium und Choral; dann zerstiebt der Schwarm der „beglückten“ Kinder unter die Menge. Auf dem Heimweg werden die erbeuteten Stücke gezählt — und neidisch mit denen der Kameraden verglichen. Die edlen Geberinnen aber sind die Glücklichsten am Feste, denn sie glauben ein grosses Werk der Menschenliebe verrichtet zu haben.

Das ist die Christabendfeier, wie sie hunderten von armen Kindern im aufgeklärten Staat Zürich zu Theil wird!

Im Voraus sind nach unserer Ansicht solche Massenbescheerungen überhaupt durchaus abgeschmackt und ungemüthlich. Wir möchten fragen: Ist es möglich, dass einer Schanvorstellung, wie der beschriebenen, der Zauber und Duft innewohne, den die Weihnachtsfeier am häuslichen Herd über die Kinderseele ausgiesst? Hat die einfachste, prunkloseste Bescheerung, bei Vater, Mutter und Geschwistern im Ofenwinkel nicht unendlich höhern Werth? Wie kann das Kindesgemüth in Bewegung kommen bei einem so schablonenmässig arrangirten Akte, bei einer kommandirten Fröhlichkeit, vor unberufenen Zuschauern? Die höchste Seligkeit empfindet das Kind erst beim trauten Anschmiegen an Vater und Mutter; — darum gehört das schönste Kinderfestchen in den Kreis der Familie und nicht vor die Augen des freunden, kalten Publikums. Wir sind aus diesem Grunde Feind der öffentlichen Christbescheerungen für die Jugend, und wir möchten die bei Vereinen und religiösen Conventikeln zur Zeit im Schwunge stehenden illuminirten Christabendfeierlichkeiten eine Profanation des Heiligsten, einen Missbrauch der höchsten Kinderpoesie nennen.

„Arme Kinder“, (unter ausdrücklicher und sorgfältiger Absönderung der „wohlhabenden“) öffentlich am Christtag zu bescheeren, — das ist aber eine ganz besondere Art von „Humanität-bethätigung“, — wahrlich eine solche, bei deren Anblick nur heiliger Zorn oder Wehmuth uns er-

greifen kann. — Wenn die Schule sich ängstlich bemühte, unter den Kleinen den Unterschied zwischen Reich und Arm möglichst fern zu halten oder zu verwischen — im Interesse des reinen Kindersinnes —, sieh! da kommt eine Weihnachtsskomödie nach obiger Beschreibung, — und zerflossen ist die schöne Hoffnung: die beschenkten Kinder tragen den Stempel der Armuth auf dem Rücken und die nicht beschenkten sonnen sich behaglich im Glanze des elterlichen „Reichthums“. —

Mit der Weihnachtsskomödie wird auch das Ehrgefühl der Armen geflüssentlich abgestumpft. Ja wohl, es gibt Leute, welche unterwürfige und kriechende Bettler erziehen zu wollen scheinen. Die „stolzen“ Armen, welche den „Wohlthätern“ nicht nachlaufen und sich und ihre Kinder nicht gern an den Pranger stellen, bilden dann auch wirklich bisweilen eine fatale Klippe bei dem Bescheerungsakte; jedoch, man weiss die Leute mürbe zu machen.

Indem wir auf eine krankhafte Stelle im Arbeitsgebiet unserer Wohlthätigkeitsvereine hinweisen, möchten wir durchaus nicht in Abrede stellen, dass vielerorts auch die redlichsten und besten Absichten die Leiter und Spender beseelen können. Aber es ist doch merkwürdig, dass man den Weg der Oeffentlichkeit in einer Sache betritt, die ganz gut im Stillen, von der Welt unbemerkt vor sich gehen kann. — Wem es nur daran angelegen ist, wohl zu thun, der findet gewiss Mittel und Wege den armen Kindern frohe Weihnachten zu bereiten, ohne dass ihre Armuth bloss gestellt werden muss. — Unsere Mahnung geht namentlich an die Lehrer der Jugend: Helfet nicht mehr mit bei dieser Art Weihnachtfeier, die eine Carrikatur der ächten christlichen genannt werden muss. Helfet dazu, dass überall das arme Kind just am Weihnachtstage nicht seine Armuth fühlen muss. Reichet euere Gaben den Eltern, damit sie im heimischen Stübchen den Kindern eine glückliche Stunde bereiten. „Die Rechte soll nicht wissen, was die Linke thut!“ Das ist ein hartes Wort für die eiteln Menschen, aber es ist darum nicht minder ein gutes und beherzigenswerthes. — Es lebe die selbstsichtslose Humanität!

. Die Bestrebungen der Dreissiger Jahre auf dem Gebiete des Schulwesens.

III.

In das Jahr 1834 fällt der Aufstand im Wehthale (Stadel und Weyach), ein Vorspiel zu 1839. Es muss indess rühmend hervorgehoben werden, dass die Opposition nicht vom finanziellen Standpunkte aus geführt wurde — nicht gegen die bedeutenden Mehrleistungen der Gemeinden und Privaten lehnte man sich auf — sondern es war eine Reaktion gegen das weltliche Bildungselement, das in die Schule eindrang, es war die Angst des geschreckten religiösen Gefühls, die Furcht, dass die Schule verweltliche.

Der Ergänzungsschule wurde als Ideal die Sekundarschule gegenüber gestellt. Schon im Jahr 1833 wurde der Kanton in 50 Sekundarschulkreise eingetheilt. Die Gründung wurde nicht dekretirt; und doch waren bis 1839 45 Sekundarschulen entstanden. Alle Kreise hatten der Anregung Folge geleistet bis auf einen armen Landkreis, drei in der Umgebung der Stadt Zürich; der fünfte war die Stadt Zürich selbst. Diese hatte es vorgezogen, die vom Kanton gegründete „Kantonsschule“ zu benutzen, und dem Staate dafür unter Mitbesteuerung der Ausgemeinden die enorme Summe von 20,000 Fr. zu bezahlen, wogegen ihr gestattet wurde, die Unkosten einer Sekundarschule zu vermeiden. Das sparsame Regiment der Zwanzigerjahre lebte in der Stadt Zürich weiter. Um die Lehrkräfte für so viele neue Schulen zu beschaffen, wurde 1835 den schon bestehenden zwei Klassen des Seminar's eine Sekundarklasse als dritte

beigefügt. Zwar sprach der Erziehungs Rath es damals schon aus, dass die Bildung der Sekundarlehrer Sache der Eidgenossenschaft sein sollte; da aber für eine solche Lösung keine Aussicht vorhanden war, so legte er selbst Hand ans Werk, und die Sekundarklasse hat insofern eidgen. Bedürfnissen gedient, als sie auch von andern Kantonen aus besucht wurde.

Das Seminar selbst wurde auf einem sehr bescheidenen Fuss errichtet. Man wollte möglichst sparsam zu Werke gehen. Neben Küssnacht waren noch Embrach und Greifensee im Vorschlag gewesen, alles Orte mit Staatsdomänen; Küssnacht mit seiner weitläufigen Johanniterei trug den Sieg davon. Das „Schullehrerinstitut“ wurde damit eröffnet, dass man, bis das Seminargebäude für den Empfang seiner Inassen hergerichtet war, bei Hauptmann Nägeli am See zwei Zimmer mietete. — Scherr, der auf Antrag Ferdinand Meyer's zum Leiter der Anstalt berufen wurde, — mit ihm konkurirten bei der Wahl Krüsi, Nägeli und Dändliker — eröffnete das Seminar am 7. Mai. Die zwei regulären Klassen umfassten 25 bis 35 Zöglinge, welche ausser vom Director von einem Haupt- und zwei Hülflehrern unterrichtet wurden. Die Auslagen beliefen sich bloss auf die Summe von 4200 alten Franken, welche sich folgendermassen vertheilten: 1300 Fr. bezog der Director, 500 Fr. der Hauptlehrer, 200 Fr. ein Hülflehrer, 1600 Fr. wurden auf Stipendien verwendet, 200 Fr. für Lehrmittel und der Rest für Heizung u. dgl. Trotz dieses geringen Aufwandes leistete die Anstalt Bedeutendes. Es mag die Erinnerung daran genügen, dass es hauptsächlich die Lehrer waren, welche den Krieg gegen die Septemberreaktion führten und derselben ein baldiges Ende bereiteten. — Man muss indess sich nicht vorstellen, dass das Seminar in den dreissiger Jahren auf Rosen gebettet war. Mit Scherr selbst war auch seine Anstalt ein beständiger Zankapfel der Parteien. Doch kam die bitterste Opposition aus dem eigenen Lager. Die Zürcherkreise hetzten vorerst gegen ihn den Pfarrer Gutmann in Meilen, einen freisinnigen, gebildeten und gut gewillten Mann, dem aber das Verständniss für Scherr's Bestrebungen fehlte. Er sah indess bald sein Unrecht ein und streckte die Waffen. Manchen Stein legte dem Seminar ferner Nägeli in den Weg, der ebenfalls noch vor seinem Tode (1836) sich mit Scherr aussöhnte. Tiefergehend war die Opposition von Hirzel, der sich von Scherr im Erziehungs Rath übertrug sah. Die Spannung zwischen dem Haupte des Staates und dem der Lehrerschaft wurde immer feindlicher, so dass Scherr 1836 die Entlassung aus allen seinen Stellungen verlangte. Er liess sich jedoch bereden, provisorisch weiter zu funktionieren, und trat 1838, nachdem eine formelle Aussöhnung mit Hirzel stattgefunden, sein Amt wieder definitiv an.*)

Die Krone der Schöpfungen jener Zeit ist die Hochschule. Schon die helvetische Gesellschaft hatte von einer Nationalhochschule geträumt. Die Universität Basel konnte keinen Ansprüchen mehr genügen; sie war seit der Reformationszeit zurückgeblieben, in ihrem Bestande gefährdet und so heruntergekommen, dass man bei der Wahl der Lehrer das Loos entscheiden liess. — Mit dem Bundesverfassungsprojekt von 1832 tauchte auch der Gedanke der Helvetik wieder auf; als dann Beides scheiterte, trat Zürich mit der Gründung seiner Hochschule in den Riess. Dieselbe stiess auf keine bedeutenden Schwierigkeiten; man brauchte nur die schon bestehenden getrennten Institute zu vereinigen. Die Hauptopposition wurde von der Stadt Zürich geführt, welche mit Wehmuth ihr ehrwürdiges Stift zum Grossen Münster zu Gunsten der Hochschule eingehen sah. Doch befreundete sie sich bald mit der neuen Anstalt, welche im

*) Dagegen diente eine Streitschrift von Bluntschli, welche die „Jämmerlichkeit und den Dilettantismus“ Scherr's enthüllen sollte, mehr dazu, seine Stellung zu befestigen.